

Hospiz zur Heimat

von

Georg Aeberhard



Hospiz zur Heimat

Als ich am 21. September 1968 in Bern angekommen war, in der Hauptstadt der Schweiz, ziemlich genau einen Monat nach der Okkupation der Tschechoslowakei durch die Russen, war ich erleichtert und ich stand zugleich unter einem Schock. Ich war erleichtert, da ich am Ziel meiner Fluchtreise angekommen war, ja, ich war wieder mit meiner Freundin Helena vereint. Ich traf ihre Mutter und ich lernte die weiteren Verwandte kennen. Sie alle standen mit einem tschechischen Exilanten aus dem Putschjahr 1948 in Verbindung von dem man annahm, da er es in der Schweiz "geschafft" hatte, er ihnen allen demzufolge helfen würde. Ja, ich stand unter einem Schock, da mir nun bewusst wurde, um was es sich bei einer Emigration handelt: die Sprache, die Kultur, der Beruf... die Farbe der Hausfassaden... die Farbe der Strassenbahnen und Busse... das Wetter... Und, und, und... Vor allem die Sprache, denn hier wurde der Schweizer Dialekt gesprochen, besser gesagt "Berndütsch". Um nach dem Weg zu meiner Zieladresse zu fragen, bemühte ich lieber mein selbsterlerntes Englisch als das "Infinitiv"-Deutsch, das ich in der Deutschen Demokratischen Republik gelernt habe, während ich als Student in Frankfurt, jenem an der Oder, gearbeitet hatte und das ich dann auch am Schweizer Konsulat in Frankfurt, jenem am Main, bemühte, um das Einreisevisa in die Schweiz zu beantragen. So fragte ich auf English nach dem Weg in die Gerechtigkeitsgasse, zur Pension "Hospiz zur Heimat". Die Berner Altstadt wird durch eine Hauptstrasse zweigeteilt, die vom Bahnhof her in mehrere Abschnitte gegliedert ist, die verschiedenen Namen tragen: die Spitalgasse, die Marktgasse, die Kramgasse, und schliesslich die Gerechtigkeitsgasse, alle auf beiden Seiten schön mit Laubengängen gesäumt. Warum erwähne ich das hier? Stellen sie sich vor, sie verlassen ihr Heimatland, ohne die Hoffnung zu haben, je wieder zurück zu kommen, sie haben vor um

Asyl nachzusuchen und sie dürfen in der Pension “Hospiz zur Heimat” unterkommen, die an der “Gerechtigkeitsgasse” liegt.

Es war kein langer Weg durch die Lauben, ich hatte nur einen Koffer zu tragen, ich kam schnell ans Ziel. Ich wurde willkommen geheissen und – ich konnte meine Freundin in die Arme nehmen, obwohl unter den strengen Augen des Hospizpersonals, das vorwiegend in einem nonnenähnlichen Habitus gekleidet war. Sogleich machte ich Bekanntschaft mit vielen anderen tschechischen und slowakischen Schicksalsgenossen. Ich konnte ein Bett im gleichen Raum belegen, in dem Helena, die Mutter und alle anderen Mitglieder aus dem Prager Klan bereits logierten. Nachdem ich über alles Mögliche aufgeklärt worden war, vor allem wie man um ein politisches Asyl nachsucht, fingen wir an mit meiner Freundin zusammen die Stadt Bern zu erforschen...

... Einige Tage später kamen wir zurück in unser „Heim“ und ich wurde zur Rezeption herangewinkt: es wäre jetzt so, dass Männer und Frauen, die nicht verwandt sind, nicht mehr im gleichen Raum bleiben durften. Ich, als nicht verwandt, müsse demzufolge ausziehen und in ein Heim in der Nähe übersiedeln; es war ein Heim für Obdachlose und Hilfsbedürftige. Ich versuchte mich zu wehren, sprach davon, dass wir uns zu verloben gedenken, ich und meine fiancé Helena... Nein! Doch eine Weile später, als wir da so hilflos standen, sagte die Frau an der Rezeption, es wäre da ein Mann, der allein in einem Doppelzimmer logiere und ich möge ihn wohl fragen, ob er mich bei sich aufnehmen würde. Dagegen hätte hier niemand etwas einzuwenden, so könnte ich weiterhin im „Hospiz zur Heimat“ wohnen. Die Frau sprach mit Respekt von diesem Mann, er sei Musikprofessor, da er aber im Moment nicht auf seinem Zimmer sei, müsse ich seine Rückkehr abwarten und eben erst ihn um sein Einverständnis bitten. Das Warten zog sich in die Länge, eine Stunde nach der anderen vergingen langsam, sehr langsam; ich hatte meine Siebensachen bereits wieder in meinem Koffer verstaut, wie immer

es auch ausgehen sollte, aber es war immer noch kein Professor da. Es kehrte allmählich Stille ein, die meisten Hospizbewohner waren bereits heimgekehrt, es ging gegen Mitternacht zu. Schliesslich fasste ich Mut und fragte, ob ich wohl im Zimmer des Professors auf ihn warten dürfe und zu meinem Erstaunen nickte die Hospizangestellte „ja“, ich darf.

Zuoberst unter dem Dach lag das Erkerzimmer, eng war es da, aber die einzelnen Betten lagen in einer Reihe, das eine frisch und unberührt, das andere verwühlt, nicht gemacht. Ich war inzwischen todmüde und legte mich auf das unbenutzte Bett so wie ich gekleidet war und fiel sofort in den Schlaf. Nach kurzer Zeit weckte mich eine sanfte Stimme: „Pardon, bitte...“ Es war etwa zwei Uhr morgens. Ein sehr dünner Mann stand vor mir und fuhr leise fort „ich muss nur kurz das Licht machen, eine Sekunde...“ Ich setzte mich auf und streckte ihm meine Hand entgegen. „Jirka“, stellte ich mich vor. Und er erwiderte „Jiří... Jirka, ebenfalls“¹. „Aus Prag,“ sagte ich und schüttelte fest seine Hand. Der andere Jiří, lachte leise und sagte, „ja, ich auch.“

Der Professor war einverstanden das Zimmer mit mir zu teilen und wie machten uns beide bereit ins Bett zu gehen, legten uns hin, konnten aber nicht schlafen. Wir begannen miteinander zu sprechen: was unsere Hintergründe wären, was wir uns wünschten, was wir gern hatten, welche Bücher, welche Musik oder Theaterstücke... Nach dem aufkommenden Licht hinter den Fenstern zu urteilen, dauerte unser Gespräch bis in die Morgenstunden. Dieser jeweils „anderer Jiří“ – wie wir mit der Zeit in Bern bekannt wurden – war nicht ganz zehn Jahre älter als ich und er war nicht nur Musikprofessor, sondern auch Lehrer der tschechischen Sprache. Wie es sich herausstellte, gab mein Namensvetter mal Ersatzunterricht an meiner Primarschule und wir wären uns wohl bereits in Prag begegnet.

¹ „Jiří“ ist die korrekte Form des Vornamens Georg, wobei „Jirka“ die meistgebrauchte Umgangsversion darstellt; Diminutiv wäre „Jiřík“ oder „Jiříček“.

Nun, schauen wir diesen Zufall an: der gleiche Ursprung, das gleiche Schicksal, das eine Zimmer, der gleiche Vorname, die fast gleichen Interessen wie Theater, Film, Literatur... Es war die wichtigste Koinzidenz meines Lebens. Diese Koinzidenz zauberte mir einen Freund herbei, sie legte den Grundstein zu einer lebenslangen Freundschaft und spann einen Faden einer Emigranten-DNA nicht nur menschlich, sondern ebenfalls was die berufliche Karriere anbetrifft. Nach der Phase des Werdens, konnten wir uns als freischaffende „Kulturtäter“ behaupten, der eine Jiří als Musikkomponist und der „andere“ als Filmschaffender.

Postscriptum: Schliesslich wurden wir beide aus dem Hospiz hinauspediert und hatten noch einige Nächte in dem Obdachlosenheim in der Gasse nebenan auf Etagenbetten verbracht, wo es niemals ruhig wurde; hier wurde gehustet, geschnarcht, gespuckt, geschmatzt und gefurzt, was das Zeug hielt und es roch da entsprechend säuerlich wie nach lange nicht gewaschenen Socken. Das brachte uns schnell dazu eine andere Bleibe zu suchen. Ich wartete etwas länger bis ich zusammen mit Helena und ihrem Klan in eine richtige Wohnung ziehen konnte, der „anderer“ Jiří wurde in ein Heim am Stadtrand verlegt, das vom Rote Kreuz inzwischen eingerichtet wurde